

© *Schwerpunkt »Tiere und die Transformation der Landwirtschaft«*

»Wir sind Massentierhalter«

Landwirt:innen im Spannungsfeld von Fürsorge,
Ausbeutung und Naturbeherrschung

von Barbara Wittmann

Konventionelle Intensivtierhaltung gilt gesellschaftlich als Symbol des rücksichtslosen Umgangs mit Tieren, Umwelt, Klima und Ressourcen. Der landwirtschaftliche Beruf ist zu einer medial präsenten und kulturell aufgeladenen Projektionsfläche geworden. Doch wer sind die sog. Massentierhalter:innen und welche Rolle schreiben sie sich selbst innerhalb der moralischen Diskurse um ihren Beruf zu? Warum wirtschaften sie so und nicht anders? Haben sie überhaupt noch Bezug zur Natur und den gehaltenen Tieren oder ist dieser längst im Zuge einer durchtechnologisierten, automatisierten und zunehmend auch digitalisierten Agrarproduktion verloren gegangen? Diesen Fragen ist die Autorin in einer empirischen kulturwissenschaftlichen Studie in zahlreichen Interviews nachgegangen. Dabei werden die Vielschichtigkeit der bäuerlichen Aushandlungsprozesse zwischen ökonomischem Druck und hierarchischen Beziehungen, aber auch Ebenen der Fürsorge sowie Überforderung und Abwehr angesichts der Fülle an öffentlichen Vorwürfen deutlich.¹

Wie kaum in einem anderen Beruf stehen Landwirt:innen seit jeher in Wechselwirkung mit und Abhängigkeit von der Natur. Sie ist Teil des täglichen Arbeitsfeldes, weshalb Natur – trotz zunehmender Technikbeherrschung in der modernen Agrarindustrie – nach wie vor die Grundlage jeglicher Produktion bildet. Gleichzeitig ist ein ausbeuterischer und ressourcenintensiver Umgang mit Natur und Umwelt zum Hauptkritikpunkt der landwirtschaftlichen Entwicklung geworden. Besonders stark im Fokus, da innerhalb des konventionellen Sektors zusätzlich auch mit tierethischen und u. a. durch hohe Futtermittelimporte mit Auswirkungen auf das Klima verbunden, ist das Feld der Intensivtierhaltung, mit dem ich mich im Rahmen meiner Dissertation beschäftigt habe.²

Während zunächst anhand eines Fallbeispiels die ökonomische Situation eines von mir befragten fränkischen Schweinemästers beleuchtet wird, fächert der

Beitrag im Anschluss die Naturkonzepte und Mensch-Tier-Beziehungen der Intensivtierhalter:innen bezogen sowohl auf den beruflichen Alltag als auch auf eingeübte Verteidigungsmuster hin auf. Abschließend plädiert der Beitrag für eine differenziertere Sicht auf Landwirtschaft und vor allem auf die Landwirt:innen selbst.

Auf der Gewinnerseite? Ein Fallbeispiel

Das Dilemma, dem Spagat zwischen den gesellschaftlichen Wünschen einer »naturnahen«, möglichst ökologisch wirtschaftenden Landwirtschaft und dem ökonomischen Druck eines globalisierten Marktes nicht gerecht werden zu können, bildete einen roten Faden innerhalb fast aller der geführten Interviews. Viele Landwirt:innen betonten, das Fortbestehen ihrer Höfe aufgrund zu geringer Gewinnmargen und

Schuldendrucks für die Abzahlung von Stallbauten und Maschinen nur durch beständige Erweiterung gewährleisten zu können. Paradigmatisch für diese Entwicklung wird im Folgenden der Hof des zum Zeitpunkt meines Besuches 48 Jahre alten Landwirts I. Sch. und seiner Ehefrau F. Sch., die ebenfalls am Gespräch teilnahm, vorgestellt.

Der Schwerpunkt des Betriebes liegt mit 350 gehaltenen Muttersauen auf der Ferkelaufzucht, jährlich verkauft Ehepaar Sch. circa 11.000 Ferkel. Dazu werden 900 Tiere selbst gemästet und 250 Hektar im Ackerbau (hauptsächlich aus Pacht) bewirtschaftet. Ein Sohn des Ehepaares arbeitet als künftiger Hofnachfolger ebenfalls zu Hause mit, zusätzlich ist seit zehn Jahren eine Fremdarbeitskraft auf dem Hof beschäftigt. Bereits der Vater von I. Sch. stellte Ende der 1960er-Jahre von der Milchviehhaltung auf Ferkelerzeugung um und spezialisierte den Betrieb.

Für den Landwirt spielt der Einsatz moderner Technik eine bedeutende Rolle. Ebenso ist der Betrieb durch hohen Viehbesatz (die durchschnittliche Zahl an gehaltenen Muttersauen betrug im Jahr 2017 in Bayern 107 Tiere, der Landwirt besitzt über die dreifache Menge) und die beständige Umsetzung neuer Entwicklungsoptionen gekennzeichnet. Grundlage, einen aus seiner Sicht funktionierenden Hof an einen der Söhne weitergeben zu können, ist für I. Sch., sich stetig über den neuesten Stand der Automatisierungs- und Digitalisierungsmöglichkeiten auf dem Laufenden zu halten und dadurch Weichen für die Zukunft zu stellen. So wies der Interviewpartner bei der gemeinsamen Stallführung immer wieder auf Übertragungen auf Smartphone und PC oder das automatische Wiegesystem bei seinen Mastschweinen hin, durch das Gewichtszunahmen und Wachstumsdaten der einzelnen Tiere aufgenommen und gespeichert werden. Zudem zeigte der Landwirt aber auch seinen im Rahmen der konventionellen Haltung eingerichteten Strohbereich, den er zum Austesten positiver Auswirkungen der Einstreu auf Rankkämpfe und Schwierigkeiten bei der Gruppenhaltung ausgebaut hatte.

I. Sch. lässt sich als innovativer und an unterschiedlichen Optionen interessierter Intensivtierhalter charakterisieren, der flexibel auf neue Anforderungen zu reagieren versucht. Diese Haltung macht für ihn in einer kompetitiven Abgrenzung den Unterschied zu Berufskolleg:innen aus, die im Rahmen des Strukturwandels ihre Höfe schließen mussten:

Das ist ja bei vielen hier so im Ort, wo ich immer sage, die haben eigentlich alle dieselbe Betriebsvoraussetzung gehabt von der Hofgröße her, von der Fläche

her, vom Viehbestand und allem. Und die sind aber einfach stehen geblieben. Die haben gesagt: »Nee ist doch schön so. Und passt doch so.« Aber dass man da mit der Technik und der Entwicklung oder in der Tierhaltungsform mal mitgeht ... Da haben sie einfach den Zug verpasst und das sind jetzt auch die, die da rumjammern und sagen: »Ja du mit deinem GPS oder so.«³

Durch diese abwertende Aussage nimmt der Interviewpartner zugleich eine positive Selbstpositionierung als Leiter eines überlebensfähigen Hofes und guter Unternehmer vor; das macht sich vor allem in der Betonung zunächst gleicher »Betriebsvoraussetzungen« bemerkbar. Immer wieder stellt der Landwirt seine Handlungsfähigkeit und -stärke im Gegensatz zur – aus seiner Sicht – Passivität anderer Landwirt:innen heraus. Zugleich betont er die ausschlaggebende Rolle der ökonomischen Entscheidungen, da notwendige Stallum- und -neubauten bei Änderungen der Betriebsausrichtung gerade in der Intensivtierhaltung häufig in Millionenhöhe gehen:

Man ist da ja in Zwängen drin, die kann man ja nicht ... das sind ja Millionenprojekte, ich sage immer, ich habe vielleicht schon drei Millionen in meinem Leben investiert, ne!

Im Interview mit dem Landwirt tauchen teils Widersprüchlichkeiten auf: Einerseits sieht er sich selbst eindeutig auf der »Gewinnerseite« des Strukturwandels und ist von der Richtigkeit des eigenen Weges im Sinne von beständigen Modernisierungen und Erweiterungen überzeugt, andererseits finden sich auch Momente der Irritation, in denen I. Sch. die Gesamtentwicklung der Landwirtschaft kritisch hinterfragt. So verteidigt der Landwirt die Technisierung und bestehenden Größenverhältnisse in der Intensivtierhaltung:

[D]as kann man ja nicht wegdiskutieren und dann sagt man, wir machen es wieder kleiner?! Jedes Handy ... Lichtschalter werden programmiert ... und wir in der Landwirtschaft sollen wieder zu Spaten und Schaufel greifen, oder was? Wir sind hochtechnisiert und ich habe auch keine Lust, es anders zu machen.

An späterer Stelle merkt er jedoch an, dass er – wie auch weitere befragte Interviewpartner:innen – an der Sinnhaftigkeit der Wachstumsorientierung zweifle:

Aber das Höher, Schneller, Weiter kriegen wir ja aufgezwungen, aber das tut uns nicht gut. Auch wenn ich jetzt in dem Rad mitspiele, ganz klar, aber es tut uns nicht gut.

»Da haben sie einfach den Zug verpasst und das sind jetzt auch die, die da rumjammern ...«

»Das Höher, Schneller, Weiter kriegen wir ja aufgezwungen, aber das tut uns nicht gut.«

Der Landwirt ordnet den Prozess, den die Intensivtierhaltung durchlaufen hat, als nicht nachhaltig und fragwürdig ein – dass er dennoch selbst als Akteur dieses Systems weitermacht, bildet das Gefühl der meisten Interviewpartner:innen ab, *keine Wahlmöglichkeiten* zu haben: Sie werden entweder zum Teil des kapitalistischen, von Konkurrenz geprägten Agrarmarktes und wenden dessen Logiken – vor allem das Wachstumsparadigma – selbst an, oder können die nötigen Einnahmen nicht mehr erwirtschaften.

Trotz seiner Selbstpositionierung als moderner und unternehmerischer Schweinehalter kommt auch I. Sch. immer wieder auf wirtschaftliche Probleme zu sprechen:

Wir haben vor zwei Jahren das schlimmste Jahr überhaupt gehabt ... mit vier Personen, was weiß ich, 8.000 Stunden im Jahr geschafft und nichts übrig. Nichts! Geld verbrannt. Und dann kommt jemand an und erzählt mir, wie es besser geht? Ich soll es besser machen, ja mit was? Von was? Das ist das Problem, da ist einfach ... Existenzangst dahinter! Und das unterschätzen die!

Er geht im Zitat auf eine hohe Arbeitsbelastung der vier auf dem Familienbetrieb tätigen Personen ein, welche aufgrund niedriger Erzeugerpreise angesichts der wiederkehrenden Krisen in der Ferkelerzeugung keinen Gewinn erwirtschaften konnten – »Geld verbrannt«. Gleichzeitig kommt der Landwirt auf die gesellschaftliche Kritik an der Intensivtierhaltung zu sprechen, die er an dieser Stelle mit dem Verweis auf permanente ökonomische Spannungsverhältnisse zurückweist, für die auch die Konsument:innen mitverantwortlich seien.

Auch die Umsetzung von Naturschutzmaßnahmen oder strengeren Tierhaltungsaufgaben wurde von der Mehrheit der Befragten vor allem aus finanziellen Gründen heraus hinterfragt, da deren negative Auswirkungen auf die Landwirt:innen – so die einhellige Meinung – von Politik und Gesellschaft unterschätzt würden. I. Sch. führt beispielsweise zum sog. Feldhamsterschutzprogramm in seiner Region aus:

War ein Vortrag über Hamster von der Frau, die jetzt da auch die Ausstellung eröffnet hat. Natürlich wenig Ahnung von der Landwirtschaft und sagt: Warum sträuben sich die Landwirte? Das wird doch bezahlt. Ich sage: Das Problem ist doch nicht, dass wir was gegen Hamster haben. Aber jetzt finden sie auf meiner Fläche da am Hof Hamster. Dann kann ich unter meine Betriebsentwicklung einen Haken drunter machen. Das ist das Problem. Da ist dann Umsiedeln und Ab-

standsauflagen und Hamsterauflagen. [...] Man täte das ja gerne machen, aber man weiß genau und das ist ja in vielen Bereichen so ... Man schafft erst ein freiwilliges Programm. Dann auf einmal hat man in der Natur irgendeine Pflanze, die es früher gar nicht gegeben

»Und dann kommt jemand an und erzählt mir, wie es besser geht? Ich soll es besser machen, ja mit was? Von was?«

hat, die aber unter Naturschutz steht. Und dann ist da jegliche Bewirtschaftung nicht mehr möglich, weil die im europäischen Schutzprogramm steht ... das sind halt immer die Sachen, weil wir halt eben weiterdenken, als jetzt nur den Ist-Zustand und sagen: Und in zwanzig

Jahren? Haben wir dann bei uns [...] ein ausgewiesenes Naturschutzgebiet für Hamster. Wird dann noch ein Siegel gemacht und betriebliche Entwicklung nicht mehr möglich. Dafür haben wir einen Hamster. Super.

I. Sch. betont im Zitat, über den »Ist-Zustand« hinauszudenken – hier bildet sich ein generationenübergreifendes, langfristiges Planen der Interviewpartner:innen ab, das kennzeichnend für landwirtschaftliche Tätigkeiten und das Ziel der Weitergabe eines oftmals seit Jahrhunderten in Familienbesitz befindlichen Hofes ist. Aus denselben Gründen werden selbst seit mehreren Jahren angekündigte Gesetzesänderungen oftmals als zu kurzfristig kritisiert – bereits gebaute Stallgebäude sind meist auf eine Abzahlung erst nach mehreren Jahrzehnten kalkuliert und Umbauten auf neue Tierschutzaufgaben hin erfordern wiederum neue Investitionen.

Gleichzeitig zeigt sich an dieser Stelle (wie auch sonst in meinem Material) eine auffällige Dissonanz: Während *ökonomisch* in Generationen gedacht wird, sehen die Landwirt:innen *ökologische* Investitionen und Richtungsänderungen selten als notwendige Zukunftsgestaltung oder als Weichenstellungen, die kommenden Generationen zugutekommen. So weist I. Sch. etwa – wie grundsätzlich die Mehrheit meiner Befragten – die Verantwortung für Klimawandel und Umweltprobleme an die gesamte Bevölkerung zurück, die etwa durch ihr Verkehrs- und Flugverhalten erheblich hierzu beitrage, während die agrarische Produktion »in einem sehr geringen Maße dran beteiligt« sei. Ich deute diese Argumentation der Landwirt:innen auch als

»Da ist einfach ... Existenzangst dahinter! Und das unterschätzen die!«

Überforderung angesichts der Menge und Härte der an sie herangetragenen Kritik. Durch eine Relativierung der eigenen »Schuld« an ökologischen, tierethischen und klimatischen Problemen ist den Einzelnen eine Entlastung möglich, denn – auch das zeigt sich in den Interviews ganz deutlich – die gesellschaftlichen Vorwürfe gehen durchaus nicht spurlos an den Intensivtierhalter:innen vorbei, sondern führen zu erheblichen psychischen Belastungen.

Sowohl die diskursive Verbindung der schwierigen finanziellen Lage und gleichzeitige Abwehr einer Einmischung von außen als auch die Verharmlosung von durch die Landwirtschaft induzierten ökologischen Schieflagen wiederholen sich daher als defensive Muster. Im Folgenden möchte ich diesbezüglich am Beispiel von Naturbezügen meiner Interviewpartner:innen deutlich machen, wie sich Eigen- und Fremdpositionierungen als Intensivierhalter:innen gegenseitig bedingen und welche Heterogenitäten und Widersprüche sich hier aufzeigen lassen.

Bezug zu Natur und Tieren?

Die Gespräche mit den Landwirt:innen machten deutlich, dass wechselseitige Abhängigkeiten von Natur und menschlicher Kultur Landwirt:innen auch im industrialisierten und technisierten Feld der Intensivtierhaltung immer noch erheblich beeinflussen. Gleichzeitig ist den Befragten durchaus bewusst, dass ihre Tätigkeit eine – nicht immer gelingende – Gratwanderung zwischen Fürsorge und Macht darstellt.

Der schwäbische Mastschweinehalter I. G. drückt dazu metaphorisch aus: »Es ist schon so, dass du ein wenig ... ein Stück weit immer ein wenig mit dem Feuer spielst, weil du mit der Natur arbeitest. Das hast du nicht im Griff.« Derlei die Unwägbarkeiten landwirtschaftlichen Arbeitens betonende Aussagen richteten sich sowohl auf Abhängigkeiten von Wetter im Ackerbau, allen voran Regen und Wärme, als auch auf die Tierhaltung selbst. Gleichzeitig stellten zahlreiche Interviewpartner:innen heraus, dass gerade die Tätigkeit »in der Natur« – also an der frischen Luft, zusammen mit Pflanzen, Tieren, Boden etc. – die Entscheidung für den und Liebe zum Beruf ausmache.

Dabei ist das Verhältnis meiner Interviewpartner:innen zur Natur von verschiedenen nebeneinanderherlaufenden, scheinbar widersprüchlichen Sichtweisen geprägt: Einerseits wird Natur – und hier vor allem der Boden – klar als ökonomische Ressource und Einkommensquelle betrachtet, gleichzeitig herrschen andererseits zum Teil auch emotionale Bezüge vor, ebenso wie sich Macht- und Symbiosebeschreibungen nicht ausschließen. Dies wird etwa im folgenden Zitat von Masthuhnhalter V. Y. deutlich:

I.: Was ist dann das Schöne am Beruf?

V. Y.: Eben die ... gerade die Tiere. Das Leben. Von nichts etwas ... ich muss irgendeine Frucht, also eine Pflanze, bringe ich vom Boden raus. Ich bringe vom Dreck was raus und bringe ein Leben zusammen. Und bringe einen schönen, guten Boden zusammen, oder einen guten ... ob das der Boden ist, wo sich freut und

gesund ist. [...] vor allem hab ich die verschiedenen Arbeiten. [...] okay, Maschinen machen heute auch Arbeit, ich mach Maschinen auch, oder repariere und fahre herum, das ist auch klar. Fahre ich gerne drin. Aber im Frühling wächst alles draußen am Feld. Es gedeiht, das Wetter und der Natur irgendwie was abringen.

Der Landwirt definiert als zentrales Ergebnis seines Berufes, Leben »entstehen« zu lassen, dies ist für ihn der Kern seiner täglichen Tätigkeiten. Er personifiziert und anthropomorphisiert dabei den Boden sprachlich, der »sich freut und gesund ist«. Sein Bezug zur Technik wird ganz klar als untergeordnet deutlich, viel wichtiger ist ihm die Einbettung in den jahreszeitlichen Kreislauf, der Natur etwas »abzurufen« und gleichzeitig mit und in ihr zu arbeiten (»ich bringe ein Leben zusammen«). V. Y. positioniert sich hier selbst eindeutig als dominanter Akteur – er ist es, der Leben schafft, nicht die Natur.

Gleichzeitig zeigen die Beispiele auch, dass selbst im hierarchisch-technisierten Bereich konventioneller Intensivtierhaltung nicht nur Landwirt:innen über Tiere, sondern auch umgekehrt

nichtmenschliche Akteure über menschliche bestimmen. Landwirtin F. W. bemerkte so etwa bereits bei meinem ersten Anruf zur Vereinbarung eines Interviewtermins, ihr Leben richte sich nach dem »Sauenkalender« und sei durch den Rhythmus der Trächtigkeit und Abferkelungen ihrer Mutterschweine getaktet. Trotz verschiedenster Techniken zur Regulierung des tierischen Lebens in der Intensivtierhaltung sind sowohl Frei- als auch Arbeitszeit der Zuchtsauenhalter:innen durch den »Drei Monate, drei Wochen, drei Tage«-Ablauf, also die Dauer der Trächtigkeit ihrer Tiere, bestimmt.

Eine zentrale Erkenntnis aus dem analysierten Material besteht daher darin, dass sich kulturell erlernte, von Macht geprägte Natur-Kultur-Konzepte zwar im Feld der Landwirtschaft eindeutig wiederfinden, gleichzeitig aber Dichotomien von Beherrschung und Fürsorge nicht zwangsläufig ausschließen. Die mikroperspektivisch-empirische Untersuchung fördert hier sehr viel differenziertere,

in der Praxis »unordentlichere« Abläufe hervor und zeigt Positionierungen, die sich immer wieder widersprechen und möglicherweise sogar widersprechen müssen, um den ambivalenten Anforderungen von Ökologie und Ökonomie in der landwirtschaftlichen Praxis gerecht werden zu können. Herr Z., ein seit über 40 Jahren als Schweinemäster tätiger Landwirt, der zum Zeitpunkt des Interviews kurz vor der Pension stand, verweist auf diesen auch für die bäuerlichen

»... du ein Stück weit immer ein wenig mit dem Feuer spielst, weil du mit der Natur arbeitest.«

»Ich bringe vom Dreck was raus und bringe ein Leben zusammen.«

Akteur:innen selbst ständig notwendigen Aushandlungsprozess:

Da ist Pflanze und Tier – die Lebewesen und Geschäfte in einen Einklang zu bringen, ist auch nicht immer ganz einfach. Das ist nicht einfach, wie machst du jetzt was, wie tendierst du jetzt ...

Abwehr äußerer Einmischung

Auffällig ist, dass die Interviewpartner:innen eigene enge Naturbeziehungen vor allem dann herausstellten, wenn es darum ging, sich gegenüber ihren Kritiker:innen abzugrenzen. Die Betonung und Positionierung als naturnah besitzt damit eine legitimierende und das eigene Expert:innen-Sein stabilisierende Funktion.

Ein wiederholt vorkommender Topos bildet daher die (vermeintlich) fehlende Anerkennung der bäuerlichen Arbeitsleistung durch die breite Bevölkerung. Dies wurde von den Landwirt:innen einerseits auf generelle Entfremdungsprozesse zwischen Stadt und Land, Produktion und Konsumption, andererseits auf die Versorgungssituation in einer Überflusgesellschaft zurückgeführt, deren Mitglieder die dem Verzehr vorangehenden nötigen Arbeitsschritte weder kennen noch schätzen:

Weil das muss erstmal jemand machen die Arbeit auch, dass man sich um 2.000, 2.500 Sauen kümmert und das 365 Tage im Jahr [...], weil da ist nichts mit am Sonntag ausschlafen und nicht nach den Sauen schauen. Ich meine, das ist halt auch einfach eine Verantwortung. Und schwierig ist es halt dann, wenn Leute kommen, die ... vielleicht eine Hauskatze haben oder sonst gar nichts, die halt ... oder vielleicht gar keine Aufgabe und für gar keinen Verantwortung übernehmen und halt aber dann ... sagen, das ist Tierquälerei! Also ... das ist halt immer schwierig, wo fängt man da an, wo hört man auf?

Die Frustration darüber, mit einer hohen Arbeitsintensität belastet, gerade im Bereich der Tierhaltung kaum freie Tage zu haben, gleichzeitig aber mit gesellschaftlichen Vorwürfen zu eben dieser Tierhaltung konfrontiert zu sein, war in den Interviews deutlich zu spüren.

Eine aus Entfremdungsprozessen zwischen Gesellschaft und Landwirtschaft resultierende sinkende soziale Anerkennung ihres Berufes führt aus der Perspektive der Befragten nicht nur zu einer Bevormundung durch »Grüne« oder Tier- und Umweltschützer:innen. Dazu kommen zunehmend strengere gesetzliche Vorgaben, die aus ihrer Sicht

überwiegend als unnötige Verschärfungen betrachtet werden. Die Einführung dieser strengeren Tierhaltungs- und Umweltauflagen wird nach dieser Argumentation auf Populismus von Seiten der politischen Entscheidungsträger:innen zurückgeführt, die sich dem negativen öffentlichen Image der Intensivtierhaltung beugen. Hier geht aus den Interviews aber auch eine erhebliche Mehrbelastung durch immer weiter gehende bürokratische Reglementierungen hervor, deren Sinnhaftigkeit teils durchaus bezweifelt werden kann. Zahlreiche Landwirt:innen betonten so etwa, dass ihnen angesichts der »Papierarbeit« im Büro mittlerweile die eigentlich für das tierische

Wohl wichtige Zeit im Stall fehle und Kontrolleur:innen entsprechend zwar die Richtigkeit der Unterlagen, kaum jedoch die Verhältnisse in den Ställen selbst beleuchten würden.

Darüber hinaus wird die eigene Ausbildungs- und praktische Erfahrungskompetenz – gerade auch definiert als täglich mit und in der Natur agierende Menschen – immer wieder herangezogen, um sich sowohl positiv selbst zu positionieren als auch selbst zu ermächtigen gegenüber reinen »Theoretiker:innen«, die der Natur und bäuerlichen Tätigkeiten entfremdet sind:

M. J.: Und das sind einfach so ... auch wieder die Sachen, wo man sich ärgert, ne, das wird an irgendeinem Tisch in Brüssel oder in München ausgedacht, ne, und das geht dann alles stur nach Schema F und die Natur hat sich da anzupassen! Macht die Natur das nicht, dann hat der Bauer ein Problem! Aber wir sehen das vor Ort, ob es geht oder nicht! Und das soll man auch den Landwirten mal zutrauen, die das gelernt haben alle miteinander! Wir haben genauso eine Ausbildung wie in einer Autowerkstatt der Meister oder der Geselle oder wer auch immer! Und es geht keiner vom Ministerium in eine Autowerkstatt und sagt: Mach einmal mein Auto, pass einmal auf: Diese Schraube hier nach links rumdrehen und der dann nach rechts, ne. Und dann kriegen wir es schon, ich komme gleich und kucke, ob ihr es richtig gemacht habt!

»Und das soll man auch den Landwirten mal zutrauen, die das gelernt haben alle miteinander!«

Gerade mit der Begründung, die Bevölkerung habe sich immer weiter von der Natur entfernt und daher wenig Ahnung von ökologischen Abläufen, wird diese Einmischung zurückgewiesen. Ein Mitspracherecht hat demnach, wer über agrarwissenschaftliche Einsichten verfügt – wie aus meinen Studien allerdings ebenfalls hervorgeht, förderten die Interviewaussagen zum Teil auch erhebliche innerlandwirtschaftliche Wissens- und Ausbildungsdefizite im Bereich der Nutztierethologie, zu Klimawandel und Einzelbeispielen

wie etwa Nitratbelastung zutage, die das stets herausgestellte eigene Expertenwissen teils konterkarierten.

Entfremdung von der Natur wird aus Sicht der Landwirt:innen auch als Überhöhung und/oder Romantisierung derselben gedeutet. Dagegen ist Natur für die Interviewpartner:innen nicht nur harmonisch, ausgewogen oder symbiotisch, sondern wird auch als »grausam«, hierarchisch und hart definiert. Dies gilt vor allem, wenn die eigene Tierhaltung verteidigt wird. Gerade die in der Wildnis fehlende Fürsorge durch Menschen beispielsweise für kranke oder trachtige Tiere, aber auch Hunger, Kälte oder Tod werden der Domestizierung und ihren Vorteilen gegenübergestellt. Schweinehalter H. Z. nimmt so etwa einen Vergleich mit der Freilandhühnerhaltung eines Nachbarn vor, bei der immer wieder Tiere durch Fuchs- oder Habichtangriffe getötet werden:

Aber dann sag ich auch: Schaut's hin, da werden draußen in der Natur die Tiere umgebracht, [...] das

ist nicht nur so, wenn der Fuchs das eine Huhn holt, das andere Huhn hat da auch mit Angst, wenn die da reinrennen. [...] Also ein Huhn vergisst zwar schneller als ein Mensch, aber doch ... solche Sachen hängen da instinktiv mit drinnen. Also ob man da den Tieren immer gleich etwas wesentlich Besseres tut ... Und gerade das Schwein, das ist seit weiß ich nicht wie vielen hundert Jahren dazu gezüchtet, im Stall zu leben, das ist eigentlich kein Draußen-Tier mehr. Das mag zwar ein bisschen hart klingen, aber das ist halt so.

Aus diesem Beispiel geht wie aus vielen anderen ein in der landwirtschaftlichen Ausbildung kaum vermitteltes Wissen zu Bedürfnissen und Verhaltensspektrum der Tiere hervor – die Tatsache, dass Hühner als ursprüngliche Urwaldbewohner aus einer instinktiven Angst vor Raubvögeln eigentlich freie Flächen meiden und sich im Gebüsch aufhalten (wollen), war so etwa keinem meiner Interviewpartner geläufig. Diese

Zwischen Distanz und Anteilnahme

Kategorien landwirtschaftlicher Mensch-Tier-Beziehungen⁴

Basierend auf Interviewaussagen und Stallbeobachtungen lassen sich die Mensch-Tier-Bindungen meiner Interviewpartner:innen – in Anlehnung an die Untersuchungen der schottischen Agrarsoziologin Rhoda Wilkie⁵ – vier Kategorien zuordnen, die jedoch nicht als strikte, sondern als an einigen Stellen fluide Einteilung zu betrachten sind.

Für die Mehrheit der Landwirt:innen waren Praktiken der *anteilmehenden Distanz* (»concerned detachment«) prägend. Hier werden die gehaltenen Nutztiere in erster Linie als Bestandteile eines ökonomischen Systems angesehen, was jedoch gleichzeitig keine ausschließliche Betrachtung als Objekte oder Waren bedeutet. Die Bezeichnung »concerned detachment« wird so etwa auch in Pflegeberufen verwendet, um auf die Notwendigkeit einer emotionalen Distanz bei gleichzeitiger Fürsorge für die Patient:innen hinzuweisen. Dieses Erlernen anteilnehmender Distanz war und ist für die Mehrheit meiner Interviewpartner:innen zwingend erforderlich, da sie teils seit Kindheit an mit dem späteren Verkauf bzw. der Schlachtung der zuvor versorgten Nutztiere konfrontiert sind. Bei Mäster:innen war dieser Grad an Bindung häufiger zu finden als bei der Rinder- oder Zuchtschweinehaltung, wo die Tiere über mehrjährige Zeiträume auf den Betrieben leben. Exemplarisch für Merkmale anteilnehmender Distanz ist folgende Aussage von Mastschweinehalter I. Sch.:

Das Einzeltier ist natürlich nicht im Blick. Ich kenne nicht jede Muttersau aus 350. Brauche ich auch nicht. [...] Das ist

ja wie in der Schule. Die wo durchlaufen und das supertoll machen, mit denen muss ich mich doch nicht auseinandersetzen. Sondern mit den fünf Prozent. Und so ist es bei uns auch. Ich muss die kranken Tiere wissen.

Unter die zweite Kategorie des »detached detachment«, also der *nicht-anteilmehenden Distanz*, für die eine starke Objektifizierung der Tiere kennzeichnend ist, fielen neun meiner insgesamt 53 Interviewpartner:innen. Eine überwiegende Wahrnehmung der Lebewesen als Produktionsmittel war vor allem bei denjenigen Interviewpartner:innen auffällig, die durch die Arbeitsteilung in großen Betrieben kaum mehr selbst mit diesen in Kontakt stehen – zumeist also Landwirt:innen, die auf ihren Höfen stärker verwaltend oder nur mehr im Ackerbau tätig sind.

Darunter fiel beispielsweise M. U., Leiter eines Betriebes mit 700 Zucht- und 1.400 Masttieren, die er vornehmlich als Leistungs- und spätere Warenbringer betrachtet und dessen Angestellte die Versorgung der Tiere übernehmen, während er selbst fast ausschließlich im Management tätig ist:

Und dann ... einen persönlichen Bezug zu meinen Tieren kann ich nicht aufbauen, weil [...] ich erzeuge das Tier, damit das dann irgendwann geschlachtet wird und der Nahrungskette zugeführt wird. [...] eine persönliche Beziehung aufbauen ist schwierig, weil das halt irgendwann endlich ist das Ganze. [...] Warum mache ich es? Damit ich ein Geld verdiene. ▶

Informationen als Erweiterung einer bislang fast ausschließlich auf Leistungssteigerung konzentrierten fachlichen Ausbildung in Landwirtschaftsschulen und -studium mit zu vermitteln, ist daher nicht nur im Sinne der Mensch-Tier-Beziehungen, sondern auch der eigenen Expertise mehr als überfällig – nicht zuletzt auch im Interesse der Öffentlichkeitsarbeit der Branche.

Fazit

Natur- und Mensch-Tier-Beziehungen innerhalb der konventionellen Intensivtierhaltung gestalten sich vielschichtig und haben diskursiv verschiedene Funktionen, die von der Betonung eigener ökologischer Kompetenzen über die Verteidigung der Domestizierung bis hin zur Darstellung der Liebe zum Beruf reichen. Das empirische Material zeigt, dass die Akteur:innen Landwirtschaft weder rein als »Beherr-

schung« der Natur verstehen, also zerstörerisch und ausbeuterisch agieren, noch – wie etwa von Bauernverbands- und weiteren Berufsvertreter:innen gerne für die eigene Öffentlichkeitsarbeit dargestellt wird – in erster Linie »bewahrend« oder »pflegend« handeln. Vielmehr sind die landwirtschaftlichen Arbeitswelten gerade dadurch gekennzeichnet, dass in ihnen ständig zwischen ökonomischem Kalkül und emotionalen Bindungen an Natur (und hier insbesondere den Tieren) changiert werden muss.

Weder die gesellschaftliche Kritik noch der hohe finanzielle Druck gehen spurlos an den Tierhalter:innen vorüber, weshalb sich – so eines der zentralen Ergebnisse meiner Arbeit – die Interviewten auch nicht pauschal homogenisieren beziehungsweise in die medial vielrezipierten Bilder von »bösen Massentierhalter:innen« oder habgierigen Agrarkonzernen kategorisieren lassen. Vielmehr ist eine *Gleichzeitigkeit* von objektiv-distanzierten und immer wieder auch

Der Tierhalter sagt offen, er »erzeuge das Tier« – die Perspektive der kapitalistischen Produktion wird klar ersichtlich.

Einer dritten Kategorie der *anteilmehmenden Bindung* (»concerned attachment«) ließen sich in meiner Studie ausschließlich Zuchtschweinehalter:innen zuordnen. Da die Muttertiere im Unterschied zu Mastschweinen über mehrere Jahre hinweg auf den Betrieben gehalten werden und die Landwirt:innen bei der Abferkelung intensiv in die Betreuung der Tiere und deren Versorgung vor, während und nach der Geburt eingebunden sind, entstehen hier häufig – auch körperlich – engere Mensch-Tier-Beziehungen als im Bereich der Mast. Die Wahrung einer emotionalen Distanz ist zudem aus psychischer Sicht weniger drängend, da die Konfrontation mit Tod und Schlachtung im Bereich der Zucht weniger ausgeprägt ist. So berichtete beispielsweise Zuchtsauenhalterin F. G. vom »Kraulen« einzelner Tiere:

Und ich hab für die zwei Schweine, für die zwei Mutterschweine sehr viel Zeit aufgewendet. [...] Und dann hab ich ein Stroh rein, dann sind sie auch immer ruhiger geworden und dann ab dem fünften, sechsten Tag, wenn ich dann rein bin, dann haben sie erst einmal hergeschaut, dann hab ich erst einmal hinter dem Ohr gekrault.

Diese Kategorie traf häufiger auf Frauen als auf Männer zu, was zum einen auf eine häufigere Zuständigkeit von Landwirtinnen für die Ferkelaufzucht, zum anderen möglicherweise auf eine geschlechterbezogen stärkere Tendenz der Emotionalisierung – vielleicht aber auch lediglich des offeneren *Sprechens* über Emotionen – zurückzuführen ist. Anteilnehmende Bindungen können also eindeutig auch

im Bereich der Intensivtierhaltung entstehen, obgleich sie in erster Linie als Störfaktoren im System auftreten und eine Herausforderung für die notwendige psychische Distanz der Landwirt:innen zu ihren in ökonomische Produktionskreisläufe eingebundenen Tieren darstellen.

Während Rhoda Wilkie innerhalb ihres Untersuchungssamples, zu dem auch Hobbytierhalter:innen zählten, eine vierte Kategorie des »attached attachments«, also individualisiert-freundschaftlicher Beziehungsebenen ausmacht, fanden sich derart enge Mensch-Tier-Verhältnisse im Sample der Intensivtierhalter:innen nicht. Allerdings war hier teilweise eine abgewandelte Form dieser Zuschreibung festzustellen, die ich als »longing for attached attachment«, also *Sehnsucht nach ent-ökonomisierten, nahen Bindungen*, bezeichne. So hielten mehrere meiner Interviewpartner:innen abseits ihrer Intensivtierställe »Hobbytiere« – darunter Esel, Ziergeflügel oder Mutterkühe in Weidehaltung –, die gerade im Kontrast zur übrigen Masse besonders hervorstachen. So notierte ich in meinem Feldforschungstagebuch beim Stallrundgang mit Schweinehalter I. Ö., der auf seinem Gelände 6.000 Tiere mäset, bezüglich seiner sechs Weidekühe: »Er meint dazu, diese habe er sich »eingebildet« und sie seien nur für ihn zum Spaß, er fände die Tiere auf der Weide einen schönen Anblick.« Gerade angesichts dieser Brüche und Widerständigkeiten werden Bewältigungsstrategien der Landwirt:innen deutlich, sich innerhalb eines stark durchgetakteten und durchökonomisierten Systems Raum für individuelle Charakterisierungen und engere Mensch-Tier-Beziehungen zu schaffen, auch wenn diese im System selbst nicht vorgesehen und sogar hinderlich sind.

emotionalen Bezügen zu Tieren und Umwelt festzustellen. Wie das Fallbeispiel von Herrn und Frau Sch. genauer beleuchtet, gibt es Notwendigkeiten wirtschaftlicher Anpassung und Modernisierung, aber auch Respekt und individuellen Bezug zu den umgebenden Lebewesen, die ich in Anlehnung an Wilkie als »messiness«⁶ (Unordnung) landwirtschaftlicher Arbeitsanforderungen bezeichne, die fast stets zwischen Fürsorge und Ausbeutung mäandern.

Gerade die Behandlung einzelner Betriebe in ihrer Vielschichtigkeit und Differenz macht deutlich, dass sich das Feld der Intensivtierhaltung als weitaus vielfältiger darstellt, als medial tradiert und gesellschaftlich rezipiert. Daher ist es dringend notwendig, die Perspektiven der in der Landwirtschaft Tätigen sehr viel stärker als bisher in den Diskurs um deren Zukunft miteinzubeziehen. Nicht zuletzt, da alle meine Interviewpartner:innen wiederholt betonten, sie seien durchaus für weitreichende Umstrukturierungen ihrer Haltungsformen offen, wenn entsprechende ökonomische Sicherheiten für das Überleben ihrer Höfe gegeben seien.

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag basiert auf einer gekürzten und leicht veränderten Version von: B. Wittmann: Beruf Massentierhalter:in. Landwirtschaft zwischen Fürsorge, Ausbeutung und Naturbeherrschung. In: ForAP 5 (2022), S. 9-23 (<http://rzbvmo49.uni-regensburg.de/index.php/slk/article/view/70>).
- 2 B. Wittmann: Intensivtierhaltung. Landwirtschaftliche Positionierungen im Spannungsfeld von Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft. Reihe Umwelt und Gesellschaft, Band 25. Göttingen 2021 (Buchfassung der Dissertation). – Grundlage der Untersuchung bilden insgesamt 30 qualitativ-leitfadengestützten Interviews auf bayerischen Landwirtschaftsbetrieben,

befragt wurden insgesamt 53 Personen (Betriebsinhaber:innen, Hofnachfolger:innen, Angestellte). Auf fast allen Betrieben fanden zudem Stallführungen mit Einblicken in die bestehenden Schweine- und/oder Geflügelhaltungen der Höfe statt, wobei sich die Tierzahlen im Geflügelbereich zwischen 27.000 und 300.000 Hühnern, Puten oder Enten und im Schweinebereich zwischen 500 und 6.000 Tieren bewegten.

- 3 Dieses und alle weiteren Zitate stammen aus der 2019 an der Universität Regensburg eingereichten Dissertationsschrift der Verf.: Landwirt – Tier – Gesellschaft. Eine kulturwissenschaftliche Untersuchung subjektzentrierter Positionierungen von Intensivtierhaltern im Agrarraum Bayern.
- 4 Das Folgende basiert auf gekürzten und leicht veränderten Ausführungen in B. Wittmann: Herr L., das Ferkelchen und ich. Forschungserfahrungen und Mensch-Tier-Beziehungen im Feld landwirtschaftlicher Intensivtierhaltung. In: M. Fenske, D. Best und A. Peselmann (Hrsg.): Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten Entitäten. Würzburg 2021, S. 141-168, hier: S. 155-159.
- 5 Siehe R. M. Wilkie: Sentient commodities and productive paradoxes. The ambiguous nature of human livestock relations in Northeast Scotland. In: Journal of Rural Studies 21 (2005), pp. 213-230.
- 6 R. M. Wilkie: Livestock/Deadstock: Working with farm animals from birth to slaughter. Philadelphia 2010, p. 131.

Förderhinweis

Die redaktionelle Bearbeitung dieses Beitrags erfolgte im Rahmen des von der Landwirtschaftlichen Rentenbank geförderten Projektes »Transdisziplinärer Erfahrungsaustausch zur sozialen Lage in der Landwirtschaft«.



Prof. Dr. Barbara Wittmann

seit April 2022 Juniorprofessorin für Europäische Ethnologie an der Universität Bamberg.

barbara.wittmann@uni-bamberg.de